

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Michael Pauen

Macht und soziale Intelligenz

Warum moderne Gesellschaften zu scheitern drohen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

I. Kapitel

Grundlagen

Soziale Intelligenz

Es wird in diesem Buch also um Macht und soziale Intelligenz gehen. Doch was ist Macht? Und was ist soziale Intelligenz? Beginnen wir mit Letzterem. Statt mich an der mittlerweile schon unübersehbaren Zahl von Versuchen zu beteiligen, Intelligenz zu definieren, werde ich einfach Auskunft darüber geben, was in diesem Buch mit Intelligenz und insbesondere mit *sozialer Intelligenz* gemeint sein soll.

Unter Intelligenz soll hier die Fähigkeit verstanden werden, Probleme mit geistigen Mitteln zu lösen, und zwar möglichst schnell und flexibel. Wer den Gordischen Knoten kurzerhand mit Gewalt durchschlägt, der mag damit bei seinen Gefolgsleuten als Krieger punkten – mit Intelligenz hat eine solche Brachiallösung wenig zu tun. Wirkliche Intelligenz hätte der tapfere Krieger bewiesen, wenn er durch Überlegung einen Weg gefunden hätte, den Knoten zu entwirren. Und wenn ihm dies schnell gelungen wäre und er sich auch bei anderen Gelegenheiten als Problemlöser bewährt hätte, dann würden wir ihm sogar eine besonders hohe Intelligenz attestieren.

Für soziale Intelligenz gilt dies analog. Soziale Intelligenz beweist, wer soziale Probleme mit geistigen Mitteln schnell und flexibel zu lösen versteht. Doch was sind soziale Pro-

bleme? Nun, die wichtigsten Probleme betreffen wohl das Zusammenleben und die Zusammenarbeit in einer Gruppe. Eine Person, die soziale Intelligenz besitzt, vermag diese Probleme zu lösen und trägt damit zum Funktionieren des Verbands bei. Sie stärkt dessen Stabilität, stützt die Regeln und sorgt dafür, dass Konflikte, vor allem gewaltsame Konflikte, gelöst oder gar vermieden werden. Schließlich sollte sie dafür sorgen, dass die Gruppe die wichtigsten Bedürfnisse ihrer Mitglieder befriedigt – nur unter dieser Bedingung kann sie selbst sich auf die Gruppe verlassen. Soziale Intelligenz betrifft immer auch die eigenen Probleme. Einer Person, die soziale Intelligenz besitzt, gelingt es also auch, ihre eigenen sozialen Schwierigkeiten zu überwinden: Sie findet z.B. die richtigen Ansprechpartner, ist imstande, sich mit ihnen zu einigen, und vermag ihre Interessen innerhalb der Gruppe geltend zu machen, ohne dabei die Bedürfnisse anderer aus dem Blick zu verlieren. Das wäre einfach deshalb nicht intelligent, weil damit nur neue Probleme aufgeworfen würden.

Soziale Intelligenz ist wie Intelligenz allgemein zunächst einmal eine Fähigkeit von einzelnen Lebewesen und insbesondere von einzelnen Menschen, die jeweils individuell mehr oder minder gut dazu in der Lage sein mögen, die Koordination einer Gruppe zu verbessern und Auseinandersetzungen zu vermeiden. Ich spreche in diesem Zusammenhang von *individueller sozialer Intelligenz*. Doch wie gut die Mitglieder einer Gruppe miteinander kooperieren, hängt nicht nur von den einzelnen Individuen ab. Wichtig sind auch die Formen des Umgangs miteinander, die Regeln und die Institutionen der Gruppe. Ich werde in diesem Zusammenhang von *institutioneller sozialer Intelligenz* sprechen.

Sie ist vor allem deshalb wichtig, weil wir Institutionen

und Regeln verändern können. An der individuellen Intelligenz ist wenig zu machen. Selbst wenn man sie durch Training und Erziehung zu steigern vermag: Diese Einflüsse dürften nicht dazu ausreichen, gravierende Probleme in unserem Zusammenleben zu lösen – zumal man Umerziehungsmethoden unseligen Angedenkens verwenden müsste, damit bei so einem Projekt überhaupt etwas herauskäme. Doch die Art und Weise, wie wir zusammenleben, hängt auch von unseren Regeln, unserer Kultur des Zusammenlebens und von den Institutionen ab, die dieses Zusammenleben bestimmen, also von unserer institutionellen sozialen Intelligenz. Und an der lässt sich etwas ändern. Das geht umso besser – so jedenfalls eine Behauptung, für die ich in diesem Buch argumentieren werde –, je mehr wir über die andere, individuelle Form von sozialer Intelligenz wissen.

Macht

Von Intelligenz im oben skizzierten Sinne ist seit wenig mehr als einem Jahrhundert die Rede,¹ über Macht haben sich schon antike Autoren den Kopf zerbrochen.² Besonders einflussreich sind bis heute die Überlegungen von Niccolò Machiavelli (1469–1527), Thomas Hobbes (1588–1679) oder Max Weber (1864–1920). Sie alle stehen für eine sehr weitverbreitete Theorie der Macht, die sogenannte *Konflikttheorie*. Wie der Name schon andeutet, unterstellt diese Theorie, dass Macht auf Konflikt und Gewalt basiert. Macht gewinnt man dieser Theorie zufolge, indem man Gewalt ausübt oder zumindest androht, und man unterwirft sich der Macht, weil man entweder gewaltsam gezwungen wird oder aber mit Ge-

walt rechnen muss, sofern man Widerstand leistet. Psychologische Einflüsse spielen in dieser Theorie praktisch keine Rolle.

Zweifelloos gibt es einen Zusammenhang von Macht und Gewalt. Vor allem bei der Etablierung von Machtstrukturen, aber auch bei der Eroberung von Machpositionen spielt Gewalt häufig eine wichtige Rolle; ich werde hierauf im zweiten Kapitel zurückkommen. Doch selbst in solchen Situationen ist diese Rolle begrenzt: Ein Usurpator wie Wilhelm der Eroberer mag seine Gegner mit Gewalt aus dem Weg räumen – die Loyalität seiner eigenen Truppen und Gefolgsleute kann er nicht mit Gewalt sichern: Offensichtlich müssen hier psychologische Momente wie Loyalität und Vertrauen, vermutlich auch Gewohnheit eine Rolle spielen. Noch gravierender ist, dass die Konflikttheorie der Macht nur schwer erklären kann, warum Gewalt insbesondere in stabilen Machtstrukturen kaum eine Rolle spielt. So sind Gewalt und Gewaltdrohung aus dem Alltag moderner Staaten weitgehend verschwunden,³ obwohl das Ausmaß an Macht und Kontrolle, das hier ausgeübt wird, wesentlich größer ist als z. B. in den staatlichen Gebilden des Mittelalters oder der frühen Neuzeit. Auch dies spricht dafür, dass Machtstrukturen nicht primär auf Gewalt gründen können.

Dies dürfte einer der Gründe dafür sein, dass in den vergangenen Jahrzehnten ein ganz anderer Ansatz an Bedeutung gewonnen hat: Die sogenannte *Konsensstheorie* der Macht. Ihr zufolge basiert Macht nicht auf Gewalt, sondern auf der Zustimmung der Beherrschten. Die bekannteste Vertreterin dieses Verständnisses von Macht dürfte Hannah Arendt sein; prinzipiell vergleichbare Ansätze sind von Talcott Parsons⁴ und Mark Haugaard⁵ vertreten worden.

Arendt betrachtet Macht als ein konstitutives Element der Existenz von Gruppen. Macht wird der Gruppe nicht gewaltsam aufgezwungen, vielmehr ergibt sie sich aus dem Konsens, der eine Gruppe insbesondere im Akt ihrer Gründung trägt. Macht und Gewalt sind in Arendts Augen unvereinbar, ja Gewalt vernichtet die durch Konsens begründete wahre Macht.⁶

Schwierigkeiten bereitet Theorien dieses Typs nicht nur die Beobachtung, dass die Suche nach einem übergreifenden Konsens insbesondere im Alltag nichtdemokratischer Staaten allenfalls eine untergeordnete Rolle spielt. Unklar ist zudem, warum sich die Bürger auf einen Konsens – wenn es ihn denn jemals gegeben hat – einlassen sollten. Immerhin geben sie damit die Kontrolle über ihr eigenes Leben zumindest teilweise auf, ohne irgendeine Gewähr gegen den Missbrauch der Macht zu haben.

Auch die Konsenstheorie der Macht lässt also wichtige Lücken. Ich möchte zeigen, dass diese Lücken durch sozialpsychologische Erkenntnisse geschlossen werden können. Menschen sind aus vielen Gründen auf das Leben in einer funktionierenden Gruppe angewiesen. Dies gilt insbesondere für unsere Kindheit. Doch die Allermeisten wären auch als Erwachsene völlig überfordert, müssten sie ganz auf sich allein gestellt überleben – vor allem dann, wenn sie nicht insgeheim doch noch die Segnungen der modernen Zivilisation in Gestalt moderner Expeditionsausrüstungen und halbwegs friedlicher Lebensumstände auch in entlegenen Gebieten in Anspruch nehmen könnten.

Tatsächlich *müssen* wir nicht nur in einer Gruppe leben, wir *können* dies auch. Sozialpsychologie und soziale Neuro-

wissenschaften haben mittlerweile eine große Zahl von Belegen dafür vorgelegt, wie wir quasi von Natur aus auf ein Leben in einem Verband eingestellt sind. Dies bedeutet auch, dass wir in vielen Fällen individuelle Interessen zurückstellen, ja uns scheinbar völlig irrational verhalten, nur um stabile soziale Beziehungen zu ermöglichen. Wenn es gleichzeitig zutrifft, dass stabile Machtstrukturen unerlässlich für das Funktionieren einer Gruppe sind, dann liegt die Vermutung nahe, dass Menschen eine natürliche Anlage für das Leben in solchen Machtstrukturen haben. Ich möchte hier schon einmal darauf hinweisen, dass solche Anlagen unser Verhalten nicht determinieren, sondern nur einen mehr oder minder starken Einfluss ausüben. In keinem Fall lässt sich aus solchen natürlichen Anlagen eine Rechtfertigung spezifischer Machtstrukturen ableiten. Unterdrückung wird nicht weniger verwerflich dadurch, dass wir als Einsiedler keine gute Figur machen würden.

Wie weiter unten noch im Einzelnen zu zeigen sein wird, gibt es mittlerweile eine ganze Reihe von Belegen für solche Anlagen. Diese finden sich nicht nur bei Menschen, sondern auch bei sozial lebenden Tieren. Zusammengekommen liefern diese Belege wichtige Aufschlüsse über die Zwecke von Machtstrukturen ebenso wie über die psychologischen Mechanismen, die ihrer Entstehung zugrunde liegen.

Ein empirisch gestütztes Verständnis von Macht

Hieraus ergibt sich ein empirisch gestütztes Verständnis von Macht, genauer von Machtstrukturen. Es bestätigt in Grund-

zügen den oben skizzierten Klärungsvorschlag. Machtstrukturen dienen also der Koordination des Verhaltens der Gruppenmitglieder und insbesondere der Lösung und Vermeidung von Konflikten. Basis dieser Strukturen ist in der Regel weder die Anwendung von Gewalt noch die Drohung mit ihr, sondern soziale Intelligenz: Sie befähigt uns, mit anderen zu kooperieren und dabei Konflikte weitgehend zu vermeiden. Diesem Verständnis zufolge basiert Macht also nicht auf Gewalt – ganz im Gegenteil: Macht ist der Gewalt entgegengesetzt, weil sie gewaltsame Konflikte durch psychologische Mechanismen ersetzt.

Es wird sich herausstellen, dass viele dieser Mechanismen bereits bei sozial lebenden Tieren wirksam sind. So vermeidet z. B. eine strikte Rangordnung Kämpfe um die Beute oder andere Ressourcen, indem sie festlegt, welches Tier den ersten Zugriff hat. Die meisten dieser Mechanismen arbeiten auch beim Menschen noch; allerdings wirken sie unbewusst und sind daher schwer dingfest zu machen. Und da sie oft zu einem Verhalten führen, das zumindest auf den ersten Blick irrational erscheinen mag, findet man sie auch nicht, indem man nach vernünftigen Gründen sucht. So reagieren Menschen z. B. mit schmerzähnlichen Symptomen, wenn sie aus einer Gruppe ausgeschlossen werden, und zwar auch dann noch, wenn sie mit der Gruppe um Himmels willen nichts zu tun haben wollen.⁷ Vernünftig ist das nicht – offenbar ist hier einfach noch ein psychologischer Mechanismus wirksam, der so früh in der Evolution entstanden ist, dass er von unseren bewussten Gründen nur schwer unter Kontrolle zu bringen ist.

Dies mag einer der Gründe dafür sein, dass diese Mechanismen der Forschung lange entgangen sind. Die disziplinä-

ren Barrieren zwischen der Sozialpsychologie einerseits und den Geistes- und Sozialwissenschaften andererseits dürften erklären, warum viele psychologische Erkenntnisse bis heute nicht in die Theoriebildung von Philosophie, Politik- und Sozialwissenschaften eingeflossen sind – auch wenn es mittlerweile eigene Zeitschriften gibt, die sich der Verbindung zwischen Sozialwissenschaften und Psychologie widmen.⁸ Ich möchte demgegenüber zeigen, dass diese Erkenntnisse nicht nur zu einem tieferen Verständnis von Macht führen können, sondern auch bessere Voraussetzungen für eine Lösung der Probleme schaffen, die solche Machtstrukturen bis heute aufwerfen: Wenn wir verstehen, wie Macht entsteht, dann dürften sich auch unsere Möglichkeiten verbessern, die negativen Seiten der Macht zu bewältigen.

Konflikttheorien

Schauen wir uns zunächst aber die beiden klassischen Ansätze etwas genauer an. Konflikttheorien der Macht wie die von Max Weber betrachten Macht als die Fähigkeit, Widerstände zu überwinden – in der Regel durch die Ausübung oder zumindest die Androhung von Gewalt. Deutlich erkennbar ist dies an Max Webers berühmter Definition der Macht. Sie lautet:

Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.⁹

Auch positive Anreize können hier eine Rolle spielen, also Vergünstigungen, mit denen ein Machthaber sicherstellt, dass er seinen Willen durchsetzen kann.

Zumindest auf den ersten Blick ist dieses Verständnis bestens nachvollziehbar, unterstellt es doch nur, dass Menschen in der Regel ihren rationalen Interessen folgen: Wir unterwerfen uns also den Herrschaftsansprüchen anderer, um Nachteilen zu entgehen und Vergünstigungen zu gewinnen. Im Prinzip wird Macht hier als Analogon von Kraft verstanden: So wie eine Billardkugel eine andere Billardkugel in Bewegung setzt, indem sie Kraft auf diese ausübt, lässt eine Person jemand anderen ihrem eigenen Willen folgen, indem sie Macht auf diesen ausübt. Die direkte Ausübung von Gewalt ist dazu nicht notwendig. Wir müssen nur *wissen*, dass diese Möglichkeit besteht. Vernünftig wie wir sind, nehmen wir uns davor in Acht: Insofern spielen psychologische Gesichtspunkte schon hier eine Rolle. Aber die Gewalt steht immer im Hintergrund, um dem Machtanspruch Nachdruck zu verleihen – Weber definiert daher Machtstrukturen durch ihre Gewaltsamkeit: »Jeder Staat«, so behauptet er, Trotzki zitierend, »wird auf Gewalt gegründet.«¹⁰

In paradigmatischer Form war dieses an Kraft und Kausalität orientierte Verständnis von Macht schon von Thomas Hobbes vertreten worden. Macht ist in Hobbes' Augen ganz allgemein die Fähigkeit, irgendein Gut zu erlangen. Doch da Menschen in ständiger Konkurrenz zueinander stehen, kann von wirklicher Macht nur so lange die Rede sein, wie die eigene Macht größer ist als die potentieller Konkurrenten: Meine Macht wird durch eine größere Macht vernichtet und durch eine gleich große Macht neutralisiert.

Die Analogie von Macht und Kraft wird hier besonders

deutlich: Menschen verhalten sich in Machtverhältnissen wie physikalische Körper – psychologische Faktoren sind hier bestenfalls sekundär. Tatsächlich stellt Hobbes einen direkten Vergleich zwischen Macht und Kausalität her: »Die Macht eines Handelnden und die wirkende Ursache sind dasselbe«.¹¹

Da die Macht den Schlüssel zur Erlangung sämtlicher Güter darstellt, haben Menschen eine unstillbare Gier nach Macht. Im Naturzustand führt dies zu einem permanenten Kampf aller gegen alle. Beenden lässt sich dieser Kampf nur dann, wenn eine Partei ein so großes Übergewicht gewinnt, dass jeder Widerstand zwecklos erscheint. Hieraus erwächst die auf Gewalt gründende staatliche Autorität. Jede Schwäche aufseiten des Staates würde durch den jederzeit lauern den Willen der Untertanen zum Widerstand ausgenützt – nur überlegene Gewalt kann ihn brechen. Insofern ist es aus Sicht aller Beteiligten vernünftig, dem Staat eine solche Übermacht zuzugestehen, andernfalls würde der Kampf aller auf ewig andauern.

Hobbes' Verständnis von Macht und staatlicher Herrschaft mag zu Zeiten des Bürgerkrieges, der die Gegenwart des Autors prägte, gut nachvollziehbar gewesen sein. Als generelles Modell greift es jedoch entschieden zu kurz, weil es die psychologische, vor allem die sozialpsychologische Dimension von Machtverhältnissen ignoriert. Schon längst setzt der Staat nicht mehr auf die physische Übermacht gegenüber seinen Bürgern. Hobbes' und Webers kausalistisches Verständnis von Macht, das fast ausschließlich auf das Gewaltpotential des Staates setzt, greift daher offensichtlich zu kurz.